

Die neue Welt

Nr. 52

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Das Glückskind.

(Schluß.)

Eine Kindergeschichte von Karl Schönherr.

Lieschen hatte sich in der Küche auf die Behefenstangen gestellt, damit es durch das kleine Guckfensterchen in die Stube sehen könne. Die Mutter holte aus dem Kasten ein neues, weißes Röckchen mit roten Maschen; das hatte sie während Lieblings Krankheit, wo sie Tag und

Nacht nicht von seinem Bette gewichen, unter Tränen geschneidert; dann holte sie die neuen seidenweichen Schühchen mit schwarzen Maschen und neue Handschuhlein für die halbe Hand mit grauen, kleinwinzigen Mäschchen, und breitete alles auf dem Bettchen aus, damit das Kind nur

sehe, was für Herrlichkeiten seiner beim ersten Ausgang warten. Und das löcherne Sparschweinchen holte die Mutter herbei und ließ die Münzen vor Menichens Ohren klirpern:

„Da horch . . . kling . . . kling! Während Du krank warst, mein Herzchen, haben wir es voll



Reineke auf der Mäusejagd. Nach dem Gemälde von Otto Fikentscher.

gemacht . . . schau nur, was das Schweinchen für ein dickes Bauchert hat! Und jetzt gib mir ein Kussel und dann schlaf wieder, mein Liebling . . ."

"Ach du mein lieber Gott," sagte Lieschen bei sich, während es so in die Stube sah. "Wie trägt sich die dicke Schneiderpuppe bei dieser Arbeit stellt . . . wie ein Regenwurm! Bis die nur ihre dicken Aermchen um Mutters Hals bringt! Mein, so schwerfällig wär' ich bei derlei Dingen nicht!"

Lieschen wollte gleich die Probe machen. Gesetzt den Fall, der große, hölzerne Fleischtrock neben dem Herde wäre die Mutter und das Astloch in der Mitte Mutters Mund. Lieschen kniete sich nieder, spitzte gierig seine dünnen Lippen weit vor und begann mit Inbrunst zu kosen und zu küssen.

Fünf- und sechsmal hatte das Malheurkind schon mit seinen mageren Aermchen den Hackstock umfassen und sieben-, acht-, zehnmal das Astloch geküßt, bis das dicke, schläfrige Schneiderkind in der Stube nur endlich sein Mäulchen zu einem sadenbühnen Rißchen an Mutters Mund gebracht hatte.

Die Mutter blieb beim Bettchen sitzen, bis ihr Kind eingeschlafen war. Sie wehrte ihm die Fliegen, horchte auf seine Atemzüge, strich ihm die Haare aus der Stirn, fächelte ihm Luft zu, schob ihm das vorgeputzte nackte Aermchen sorgsam unter die schützende Decke, damit es ja kein Rheumatismus bekommen. Dann schlich sie leise auf den Zehenspitzen hinaus, zur Wohnungsnachbarin hinüber. Ihr Herz war überboll, sie mußte es jemandem klagen, was ihr heute der Mann getan. Auf dem Wege durch die Küche sah sie das Malheurkind im Winkel kauern. Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte im Vorübergehen mit dem Fuße nach ihm stoßen:

"Wenn Du nur zutiefst im Wasser lägest, eher wird kein Friede mehr!"

"Kann man auch tun," dachte sich Lieschen. "Besser zutiefst im Wasser bei den Fischen, als man darf sein' Mutter nicht Mutter heißen. Und wenn einem Bein und Knochen von den Schlägen wie Feuer brennen, ist das Liegen im kühlen Wasser das schlechteste nicht!"

Als die Mutter fort war, ging Lieschen in die Stube und zog Menchens weißes Kleidchen an, damit es nicht wie ein Bettlerkind im Wasser liegen müsse. Dann schlug es dem tönernen Sparschweinchen den Bauch entzwei und steckte die Kreuzer zu sich, damit es doch auch ein Geld habe auf dem Wege zum Wasser. Dann ging es fort und gedachte so bald nicht wiederzukommen.

Auf dem Wege zum Wasser kam es an einem Ringelspiel vorüber. Die Mittelachse des Ringelspiels bildete ein riesig langer, dicker, hölzerner Chinese. Der drehte sich immer ganz langsam und hölzern im Kreise, während die Köpfelein und Wagen an den äußeren Hebelenden nur so dahin flogen; und so komisch wackelte er mit dem drei Ellen langen Zopf, daß die Leute alle lachen mußten.

Die Stimme des Ausrufers hatte einen Klang, wie wenn man kleine Holzklötzchen in einer Blechbüchse schüttelt:

"Einsteigen, meine Herrschaften . . . Kopf für Kopf zehn Neukreuzer . . . Kinder und Militär vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte . . . wer keinen Kopf hat, darf ganz umsonst mitfahren!"

Dann scheuchte er wieder die armen Kinder fort, die immer um die Ringelspiele herumstehen:

"Wer kein Geld hat, ist ein Lump . . . husch, husch, ihr kleinen Lumpen! Aber Du komm nur immer vor, Du kleines Prinzeßchen im weißen Kleide. Du bist brav — Du hast Geld . . . steig' ein!"

"Laß mich gern noch einmal drehen," dachte sich Lieschen und stieg ein. "Im kalten Wasser lieg' ich noch lang genug ruhig!"

Je rasender die Köpfelein mit den Rutschen im Kreise flogen, desto mehr freute sich Lieschen. Es

begann zu lachen und in die Hände zu patfschen und zu lauchzen:

"Ach du mein . . . ist es doch schön!"

Alles wirbelte nur so dahin; nur der hölzerne Chinese drehte sich immer gleich langsam und steif im Kreise und das war ein Spaß. Lieschen erwischte ihn von der Rutsche aus beim Zopf und begann daran wie an einem Klodenstricklein zu zerrren.

"Hotte hü . . . du hölzerner Chinese, dreh' dich . . . schneller . . . ringsum und um . . ."

Ein wahrer Wonnetaumel erfaßte das Kind. Seine Wangen brannten wie rote Lichtlein. Bald lehnte es sich tief in die Wagenpolster zurück und schloß selig die Augen; dann sprang es wieder auf und ließ sich stehend im Kreise fahren. Das lange Sigen vertruug nämlich Lieschen nicht, denn die Striemen von Mutters Schlägen brannten wie Feuer.

Dann stieg es wieder aus und wählte sich eine andere Rutsche.

"Jetzt die grüne Kalesche mit den zwei Napfen . . . und jetzt die blaue mit den zwei Füßchen . . . und jetzt steig' ich gar in die große, goldige Rutsche ein . . . mit den vier weißen Schimmeln dran . . ."

Das kostet doppelt so viele Kreuzer, aber es macht nichts; das Sparschweinchen hat nicht umsonst den dicken Bauch gehabt.

Und die armen Kinder, die immer so traurig um die Ringelspiele herum stehen, weil sie kein Geld zum Mitfahren haben, schauten Lieschen mit sehnsüchtigen Augen nach. Ein armer Junge in zerrissenen Höschen rief ihr in den Wagen hinein:

"O Du Glückskind . . . Du hast es gut . . ."

Da winkte Lieschen ganz vornehm aus der Rutsche und sagte herablassend und leutselig wie ein Prinzenkind:

"Und Du hast nichts! So komm halt in meine Rutsche herein, Du armes Teufelkind . . . will Dich mitfahren lassen!"

Husch! war der blasse Betteljunge neben Lieschen in dem goldigen Wagen.

"Mich auch laß mitfahren, Du Glückskind . . . mich auch . . . mich auch . . ."

Bier, fünf Kinder drängten sich an die Kalesche mit den vier Schimmeln und streckten sehnsüchtig bittend die Händchen aus.

"Na . . . so kommt halt auch herein . . . Ihr armen Kinder . . ." sagte Lieschen.

Und die armen Kinderlein stiegen, rot und blaß vor Aufregung und Freude, in den Wagen, drückten sich enge aneinander und machten sich ganz schmal, damit sie ja nicht mit ihren zerlumpten Kleidern Prinzeßchens weißes Röschchen streiften. Als sich das Ringelspiel mit ihnen zu drehen begann, schrieten sie vor Freude: "Zuchheirassa" und rieben vor Lust die bloßen Füßchen aneinander auf und ab, wie die Fliegen beim Zuckernaschen.

Lieschen aber tat recht vornehm, als ob es jeden Tag solche Vergnügungen haben könnte.

"Sag, Du Glückskind," fragte der blasse Junge. "Warum tust denn Du nicht sitzen bleiben . . . immer stehst wieder auf!"

"Weil mir das Sigen weh tut," sagte Lieschen.

"Mir tut das Sigen auch oft weh, wenn mich der Vater geschlagen hat!"

"Wißt, Ihr lieben Kinder," erklärte Lieschen und rümpfte gegen das Bürschlein nur verächtlich das Näschen.

"Mein Vater ist so vernarrt in mich! Den ganzen Tag tut er mich auf seinen Knien hoppen und schaukeln! Und seine Knie sind so spitzig . . . wißt Ihr, er ist ein Schneider . . . und davon tut es mir weh!"

"Und ein dünnes Böpfchen hast," meinte ein anderes Kind. Denn Lieschen wurde von den scharfen Kinderaugen um und um gründlich gemustert.

"Und da hast einen fahlen Fleck, wie einen Taler groß."

An der Stelle hat die Mutter dem Kinde den Haarsträhn ausgerissen, weil es zu ihr Mutter gesagt hatte.

"Glaub's Euch schon," meinte Lieschen, "daß ich einen fahlen Fleck hab'! Die Mutter tut mir immer Haarlöcklein abschneiden! Eines trägt sie wie eine Kette um den Hals . . . eines hat sie in der Geldtasche . . . und eines in der Uhr . . . und eines im Betbuch, und eines unter einem Glasstück auf einem seidnen Kissen neben dem Bett, damit sie immer und überall von mir ein Löffchen zum Anschauen und Küssen hat."

Und die Kinder sahen einander traurig an und sagten:

"O, Du hast es gut . . . Du Glückskind . . ."

Ein anderes Kind hatte inzwischen Lieschens dünne Aermchen besichtigt.

"O, Deine Aermlein sind voll blauer und brauner Flecke, als ob man Dich geschlagen hätte!"

"Glaub's Euch schon," sagte Lieschen, "daß ich voll blauer Flecke bin! Weil mich mein Vater und Mutter beim Küssen immer gar so fest drücken! Jede Viertelstunde wechseln sie ab! So haben sie es ausgemacht, damit sie nicht immer im Streit kommen, wer mich zum Küssen haben darf."

Wenn mich die Mutter hat und sie läßt mich nach einer Viertelstunde nicht gleich aus, dann fängt gleich schon der Vater mit den Füssen vor mich geduld zu scharren an und macht ein böses Gesicht. Und wenn mich dann der Vater hat, pecht schon wieder die Mutter . . . mit der Uhr in der Hand, und schiebt heimlich den Zeiger vor, damit die Viertelstunde geschwinde um ist, denn sie zittert nach mir. So geh' ich den ganzen Tag in des Vaters Hand in Mutters Hand . . . immer heiß!"

"Lieschen . . . mein Süßkind," und jedes preßt und brückt mich so fest, daß ich schon einen blauen Fleck neben dem anderen hab'. Ich laufe noch einmal davon . . . denn, was zu viel ist, ist zu viel!"

"O Du garstiges Kind!" rief der blasse Knabe und schwere Tränen rannen ihm über die Wangen.

"Wär' ich froh, wenn ich solch Vater und Mutter hätte!"

Lieschen horchte hinter sich. Sie hörte von weither das wilde Getöse und Kreischen der Mutter. Sie war schon auf der Suche.

Nun ist es Zeit, dachte sich Lieschen. Sie erhob sich und sagte:

"Fahrt Ihr nur noch einmal herum, Ihr armen Kinder! Ich muß jetzt gehen . . . mir ist als hör' ich schon wieder Vater und Mutter mit mir weinen und rufen:

"Lieschen, mein Süßchen!"

Lieschen hüpfte leichtfertig aus der goldigen Kalesche und lief, so schnell es laufen konnte, zum Wasser zu.

Hinter ihm her stürmte mit wutverzerrtem Gesicht und wildfunkelnden Augen die Mutter. Sie hatte schon von weitem ihres Menchens weißes Kleidchen mit der roten Masche erkannt.

Lieschen hörte nicht auf zu laufen, bis es vor dem tiefen Wasser stand. Die Schneiderin war wie eine Furie hinterdrein und schwang wild drohend den Haselstock.

"Tut mir sehr leid, mein lieber Herr Haselstock," dachte sich Lieschen, "aber ich will keine neue Bekanntschaft mehr machen" und krabbelte tief senkrecht steil abfallende Böschung des Flußes hinunter.

Knapp vor dem strömenden Wasser blieb es stehen und dachte sich:

"Nun will ich nur noch meiner Mutter zuguterleht eine rechte Bosheit antun."

Und als es die Mutter auf der Höhe der Böschung auftauchen sah, rief es hinauf:

"Mutter, da bin ich . . . Mutter . . ."

"Ich will Dir schon abgewöhnen das Mutter-sagen!" brüllte die Schneiderin blaurot im Gesicht und kletterte vorsichtig Schritt für Schritt den Uferdamm herunter.

Lieschen benützte die Zeit und rief aus voller Kehle:

„Mutter . . . Mutter . . . Mutter . . .
Mutter . . .“

Es schrie immerzu: „Mutter . . . Mutter!“
Bis die Adern schwellen und sich wie kleine Stricke
an dem dünnen Hätschen spannten.

Und als die Schneiderin endlich unten war
und mit der Faust nach Deschens Pöpsen greifen
wollte, da hüpfte es mit beiden Füßen frisch auf
in das tiefe Wasser. Es machte einen Plump, wie
wenn ein Frosch zur Abendzeit vor dem
nahenden Wanderer vom Ufer weg in den Teich
hüpft.

Deschen tauchte nicht mehr auf.

Und nun war es, als wäre der Frau Schnei-
derin niemals beim Nachhausegehen in der Kirch-
weihnacht ein Malheur passiert. —

Die armen Kinder aber lehrten mit geröteten
Wangen und glänzenden Augen heim und erzähl-
ten, was sie für ein Kind getroffen und wie das
Kind glücklich sei. Der blasse Junge im zerkump-
ten Höschen träumte Nächte lang von dem Glücks-
kind und ging jeden Tag zum Ringelspiel fragen,
ob es nicht wieder dagewesen sei; er beschrieb es:
ein weißes Kleidchen mit roter Masche habe es
angehabt.

Über niemand wollte es gesehen haben. —

Die Homunkulus-Phantasie.

Von J. Stern.

Mancherlei Phantasien aller Zeiten sind
durch moderne Erfindungen verwirk-
licht, ja überboten worden, aber von
der künstlichen Erschaffung lebender Wesen ist die
Gegenwart noch weit entfernt. Nur die Er-
zeugung weniger organischer Substanzen ist der
synthetischen Chemie bisher gelungen, die schon
seit lange angekündigte Herstellung von Eiweiß,
des wesentlichen Bestandteils organischer Natur-
gebilde, läßt noch immer auf sich warten.

Sieht man von dem übrigens apokryphen
Mythus ab, wonach die ersten Menschen von
Prometheus aus Ton geschaffen worden seien,
so ist wohl die älteste bekannte Sage von der
Menschenschaffung auf nicht natürlichem Wege die
von dem griechischen Pygmalion. Er ent-
brannte in heißer Liebe zu einer weiblichen
Statue, die er gebildet hatte, und die unter
seinen feurigen Liebesungen erwärmte und
lebendig ward. Sie wurde sein Weib und
der Ehe entsproß im vierten Glied der schöne
Liebling der Göttin Aphrodite-Venus, Adonis.
Der Fall blieb indes ein mythologisches Unikum.
Denn die Sage von Dädalus, der den Bild-
säulen, die er verfertigte, Leben und Bewegung
gab, ist bloß von der frappanten Ähnlichkeit
seiner Figuren mit wirklichen Menschen zu ver-
stehen, namentlich auch davon, daß er zuerst die
dicht an einander geschlossenen Füße, wie man
sie noch an den ägyptischen Bildsäulen sieht, von-
einander trennte und die anliegenden Arme vom
Kumpfe löste und damit seinen Bildsäulen eine
fortschreitende Stellung gab.

Eine mythische Kraft scheint man dagegen
dem Gynnosophisten*) Hiarbas zugeschrieben zu
haben; denn es wird ihm nachgesagt, er habe seinen
goldenen Statuen Leben eingehaucht. Mittels der
weißen Magie (durch eine göttliche Kraft, im Gegensatz
zur schwarzen Magie des Teufels) sollen auch
zwei kalnubische Autoren aus den ersten Jahr-
hundertern für ihr Sabbathmahl sich regelmäßig
ein Mastkalb geschaffen haben. Schade, daß sie
das Geheimnis, das bei der jehigen Fleischsteuerung
gute Dienste leisten könnte, für sich behielten!
Auch dem jüdischen Dichter Salomon Ibn
Gabriel in Spanien (1070), von christlichen
Scholastikern Abicebron genannt, ward nachge-

sagt, er habe sich ein Frauenzimmer zu seiner Be-
dienung geschaffen, und ähnliches soll sogar der
scharf- und freisinnige jüdische Kritiker Abraham
Ibn Esra, gleichfalls Spanier, (1167) zuwege ge-
bracht haben. Nach einem anderen Bericht soll
Gabitrol deshalb angeklagt worden sein, worauf
er den Richtern zeigte, daß das angebliche Weib
gar kein lebendes Wesen sei, indem er es in ein-
zelne Teile zerlegte, d. h. wohl, es war ein
Automat, der sich mechanisch bewegte. Einen
solchen soll auch der berühmte Scholastiker
Albertus Magnus (gest. 1280) verfertigt
haben, dessen noch berühmterer Schüler Thomas
von Aquino das Werk zerstört habe.

Aus der mythischen Nebelregion wurde der
Glaube an die künstliche Menschenschaffung auf
den Boden der Naturwissenschaft, wenigstens im
Prinzip, durch die Alchimie verpflanzt, die
Vorgängerin der Chemie. Neben den vielerlei
Versuchen, Gold zu machen mit dem verächtlichen
„Stein der Weisen“, womit zahlreiche Alchimisten
die ewig hungrigen Klaffen der Fürsten zu stillen
versuchten, befaßten sie sich auch gern mit jenem
Problem, wie wohl ihre fürstlichen Gönner den ge-
wöhnlichen Weg ausnahmslos bevorzugten. Aus-
führlich handelt darüber der berühmte Para-
celsus von Hohenheim, genannt Bombastus
(1493—1541), in mehreren seiner Schriften, deren
Zahl auf 364 angegeben wird und dessen Bedeu-
tung als bahnbrechender Forscher neuerdings von
einem hervorragenden schwäbischen Gelehrten (Ju-
lius Hartmann) gewürdigt wurde. „Von den
Homunkeln“ (De Homunculis) lautet der
Titel einer derselben, mit welchem Namen (dimi-
nutiv vom lateinischen homo, Mensch, also
Menschlein) diese künstlich erzeugten Menschen be-
zeichnet wurden, woraus zu schließen, daß die Al-
chimie auch nur Kinder erzeugen zu können be-
hauptete wie ihre Konkurrentin Natur. Also die
Chemie als Klapperstorch. Uebrigens läßt Para-
celsus auch die Zwerge, Nymphen und Satyrn der
Alten auf alchimistischem Wege entstanden sein,
und viele Alchimisten versicherten auch, sie würden
von einem Geist oder Dämon bedient, den sie sich
selbst mit ihrer Kunst geschaffen.

Ein beträchtlich jüngerer Zeitgenosse des Pa-
racelsus war der Prager Rabbiner Lwä (Löb)
ben Bezalel, unter den Juden „Hoch Rabbi Löb“
vielen genannt. Ihm wird nachgesagt, er habe einen
Mann aus Ton oder Lehm gebildet, einen sog.
Golem (das Wort bedeutet im chaldäischen
einen Klumpen resp. eine ungeschlachte Figur),
dem er mittels der „Rabbalah“, nämlich durch
einen mit magischen Gottesnamen beschriebenen
Zettel, Leben einhauchte. So oft er ihm den
Zettel entzog, sei der Golem wieder als Tonkolof
hingefunken. So als der Golem einmal am Frei-
tagabend, als bereits der Eingang des Sabbath
durch die liturgische Introduction angekündigt
war, begann, seine übermenschlichen Kräfte aus-
zutoben, Häuser einzureißen und anderen Unfug
zu treiben, weil er wußte, daß er am Sabbath, an
dem kein Leben vernichtet werden darf, immun
sei. Der Rabbi aber erklärte das Sabbathgebet
für ungesprochen, nahm dem Golem das Leben
und ließ dann das Gebet wiederholen. Zur Er-
innerung hieran wird in Prag noch heute jenes
liturgische Stück zweimal vorgetragen. Noch jetzt
glauben viele, der Leib dieses Golem befinde sich
in einer Dachkammer der alten Prager Synagoge.
— In der Sage ist offenbar, ebenso wie im
Goetheschen Zauberlehrling, die Maschine ausge-
prägt, die furchtbare Verheerungen anrichten
kann, wenn sie der menschlichen Aufsicht und Regu-
lative entzogen ist und „eintritt auf der eigenen
Spur“. Dem genannten Rabbi Löb wird von
manchen auch die Erfindung der camera obscura
(Dunkelkammer) zugeschrieben, was vermuten
läßt, daß er sich mit der Mechanik befaßt hat.
Vielleicht aus diesem Grunde wurde er von Kaiser
Rudolf II. zu einer Audienz berufen, wovon die
Juden viel Aufhebens gemacht haben. Eine
Dunkelkammer war übrigens sein eigener Schädel

in religiösen Dingen, denn er war ein fanatischer
Bekämpfer und Verteiler freier Ansichten.

Dr. Rubin in seiner hebräisch abgefaßten
Schrift über den Stein der Weisen (Wien 1875)
erwähnt einen Schriftsteller Lusitanus, der in
einer gläsernen Flasche einen von Julius Camillus
geschaffenen Homunkulus von Spannenlänge ge-
sehen haben will.

Der merkwürdigste Bericht über solche Fla-
schenmännlein findet sich in einem Tagebuchfrag-
ment des Wiener Freimaurers Josef
Kammerer, worüber vor einiger Zeit Hans
Heilmann in der „Neuen Freien Presse“ Mit-
teilung machte. Kammerer war Geheimschreiber,
Reisebegleiter und Famulus beim Grafen Johann
Ferdinand von Ruffstein (1727—1789), dem
Stammherrn der Weste Ruffstein in Tirol,
Kammerherrn unter Maria Theresia und
Josef II., der als einer der bedeutendsten Frei-
maurer, Rosenkreuzer und Geistesbanner seiner
Zeit galt. Auf einer Reise durch Süditalien
lernte der Graf den Abbé Geloni kennen, und im
Laboratorium eines Karmeliterklosters, das ein-
sam inmitten der kalabrischen Berge lag, machten
sich beide Männer an das große Werk der künst-
lichen Menschenerzeugung. Das Experiment ge-
lang vorzüglich. Innerhalb fünf Wochen brach-
ten die beiden Adepten zehn Homunkulusse zu-
stande, „einen König, eine Königin, einen Ritter,
einen Mönch (Mönch), einen Baumeister, einen
Bergtappen, einen Schraff, eine Nonne, einen
blauen und einen roten Geist“. Die acht erst-
genannten wurden mit kleinen silbernen Zangen
und dem Schmelzcolben herfürgefangen und jeder
in ein etwa zwei Liter fassendes Einmachglas
eingesperrt, das mit Weihwasser gefüllt und mit
einer Kindsblase verschlossen und versiegelt wurde.
Die eingemachten Homunkulusse waren aber gar
zu winzig und unansehnlich, weshalb sie der Abbé
während einer Sommernacht im Klostergarten
unter zwei Föhren Maultierdünger vergrub, den
er mit einer höchst sonderbar zusammengesetzten
Essenz besprengte. Der Dünger fing darauf an
unheimlich zu dampfen und zu gären und nach
drei Tagen ließen die Homunkulusse wie hungrige
Mäuse ein Quietschen und Pfeifen hören, wobei
es dem Kammerer angst und bange wurde. Nach
vier Wochen kamen die Gläser in ein warmes
Sandbad, und siehe da, die Flaschentindlein waren
so gewachsen, daß ihnen ihre gläsernen Wohnungen
beinahe zu eng und niedrig waren, die Männlein
hatten stattliche Wärte, die Weiblein engelgleiche
Gesichtchen bekommen. Nur ihre Nägel, die wie
Geierstrahlen aussahen, wollten dem Grafen nicht
gefallen. Nun wurden sie eingekleidet, der König
erhielt eine Krone, der Baumeister ein Winkelmaß,
der Mönch mußte sich von dem frommen Abbé
sogar eine Tonsur scheeren lassen „wie ein Linsel
so groß“, nahm aber die Prozedur so übel, daß
er seinen Herrn Konfrater „gar erbärmlich in den
Daumen biß“. Sie wurden auch jede Woche ein-
mal mit einem erbsengroßen Stücklein Latwerge
und frischem Wasser geazt, aber das mußte äußerst
rasch geschehen, damit sie nicht entwischten. —
Ueber die andersartige Behandlung der beiden
anderen Kleinen gehen wir hinweg.

Im Jahre 1717 tauchte der Graf mit seinem
Sekretär in Wien auf und produzierte seine Ge-
schöpfe in einem engen Kreise von Freimaurern,
die mit einem furchtbaren Eid sich zum Schweigen
verpflichten mußten; trotzdem werden die gräf-
lichen Homunkulusse in einigen freimaurerischen
Schriften jener Zeit erwähnt. Namentlich sollen
sie erstaunliche Prophezeiungen geleistet haben, ob
mit Worten oder Zeichen wird nicht gesagt. Es
muß aber nicht gar so weit damit her gewesen sein,
denn ein Teilnehmer an den „Seances“, der Di-
plomat und Schriftsteller von Lemberg, nannte sie
abscheuliche Kröten, die so gut als gar nichts ge-
leistet hätten.

Weiter ist die Erzählung von dem Mißgeschick,
das dem Grafen mit dem „König“ passierte. Es
gelang diesem eines Tages, aus seinem Glase zu

*) Jüdische Einweiber, die sich nicht bekleideten
(gymnos griechisch: nackt).

entwischen. Diabolisch grinsend „huckte“ er auf dem Glase der „Königin“ und wollte in verlebter Raserei das Siegel auf dem Rindablasenverschluss abtragen, um in ihre Arme zu sinken und süßer Minne zu pflegen. Kammerer und der Graf bemühten sich lange vergebens, die kleine Majestät einzufangen, die „wie ein Ragerl von Möbel zu Möbel sprang und wie ein Satan dabei kreischte“, bis sie atemlos zusammenbrach und dingfest gemacht werden konnte. Der Graf trug dabei eine Kratzwunde an der Nase davon, die ihn vierzehn Tage lang am Schnupfen hinderte.

Merkwürdigerweise hat der Graf nach einer maurerischen Aufzeichnung schon 1781 auf die Frage eines intimen Freundes nach seinen Geschöpfen die Antwort gegeben, er wolle von diesen „Höllensbränden“ nichts mehr wissen. Wohin sie gekommen sind, erfahren wir nirgends.

War Kammerer ein Schwindler oder ein Dupierter? Haben ihn die vielen Versuche, denen er beiwohnte, den Kopf verdreht, so daß es Halluzinationen waren, was er Wunderbares in seiner Schrift berichtet? Oder ist diese selbst eine Mystifikation? Das eine oder das andere muß wohl angenommen werden. Ein interessantes Dokument aus der Geschichte des Aberglaubens oder Humbugs bleibt die Schrift in jedem Fall, und das Interesse daran wird dadurch noch erhöht, daß Goethe diese Ausgeburt der Mächte im zweiten Teil seines „Faust“ verwertete. Welche literarische Gattung der große Dichter damit allegorisieren wollte, darüber ist schon viel Tinte verschrieben worden. An sich wäre ein Homunkulus die treffende Verkörperung einer Poesie, die nicht aus dem echten Quell der Empfindung und Inspiration hervorsprudelt, also kein natürliches Geschöpf ist, sondern anempfundene, verunstaltete, aus kalter Reflexion produziert ist.

Außer Goethe hat ein österreichischer Dichter das Homunkulusmotiv geistvoll verwendet: Robert Hamerling's. Ein Homunkulus ist der Held eines prächtigen satirischen Epos gleichen Namens in zehn Gesängen wider den modernen Kapitalismus. Im bürgerlichen Leben heißt er Muntel. Weil sein Schöpfer, der Chemiker, zu viel Gold in die Mischung tat, wird er von glühendem Goldbust ruhelos umhergetrieben, wird nach-

einander
 Volksmann, Wähler, Freischarführer,
 Polizeispion, Major d'ann
 In dem Gardekorps des Papstes,
 Börsenjobber, Spielbankhalter,
 Bauernfänger, Wunderdoktor,
 Kriegsschauplatz-Berichterstatter,
 Vortragshummler, Taschenspieler,
 Medium, Gedankenleser,
 Reismarschall einer Säng'rin,
 Jesuit, Schaubudenhalter,
 Hungerkünstler, Feuerfresser,
 Sekretär entthronter Fürsten,
 Kolporteur, barmherziger Bruder,
 Kreuzlicher Konsul in Timbuktü,
 Zirkusreiter, Clown, geheimer
 Scudling, Rakler, Geldverleiher,
 Kommissär verschiedener Mächte
 In den Donaufürstentümern,
 Handlungsreisender, Schauspieler,
 Unterschreiter-, Wurzel-, Kräuter-,
 Lumpen-, Abonnentenjämmler.

Dann gründet er ein großes Blatt, verkauft es um ein Heidengeld und wird Gründer, mit solchem Glück, daß er sich eine Dampfcouponschneidemaschine anschaffen muß und schließlich Billionär und daraufhin von den Regenten aller Länder mit den höchsten Orden dekoriert wird, während die Berliner Pphsikalisch-Geographische Gesellschaft beantragt, den ersten Meridian durch Muntel's Billionenkasse zu ziehen. Die Dichtung ist ein meisterhaft geschliffener Hohlspiegel, der die fragenhaften Züge der großkapitalistischen Aera ergötlich zurückwirft; daneben werden manch andere Ausgeburt der Zeit mit aristophanischem Witz lächerlich gemacht. Das in den 80er Jahren erschienene Buch hat meines Wissens keine Neuauflage erlebt, bedauerlicher aber erklärlicherweise, da die kapitalistische Presse, die sich doppelt getroffen fühlte, da auch das bürgerliche

Pressewesen durchgehohelt wird, böß darüber hergefallen ist!

Die Homunkulusphantasie hat noch im vorigen Jahrhundert Gläubige gefunden, so den Witzburger Naturphilosophen Johann Jakob Wagner (1775—1841), der prophezeit hat, die Wissenschaft werde es einst so weit bringen, auf chemischem Wege lebende Menschen schaffen zu können. Ein Glück, daß es vorerst noch nicht gelungen ist, sonst würden gewiß die Unternehmer den Arbeitern den Laufpaß geben und Homunkulusse einstellen. —

Ein Weiser zeigt sich in drei verschiedenen Gestalten: von weitem erscheint er wichtig und finstern; trittst du ihm näher, so siehst du, wie er sanft und freundlich ist; hörst du aber seine Worte, so erscheint er streng und abstoßend. —
 Chinesische Weisheit.

Wenn ein Weiser die Gebote der Tugend befolgt, verbirgt er es vor den Blicken der Menschen und ist nicht traurig darüber, daß niemand davon weiß. —
 Confucius.

Die Bevölkerungsbefiedelung Europas.

Von Felix Clnke.

Wie die Höhlenfunde im Garonnegebiet und die ältesten Pfahlbauten der Schweiz bekunden, sind die ersten Bewohner Europas als Einwanderer noch tief im Süden mit den Polartieren zusammengetroffen. Wenn eine Bevölkerung Europas vor der Eiszeit vorhanden war, so ist sie jedenfalls nördlich der Alpen durch die mehrmalige Vergletscherung unseres Kontinents mit der früheren Flora und Fauna untergegangen oder vertrieben worden. Die historische Befiedelung gerade unserer deutschen Gebiete ist daher erst durch Einwanderung vor sich gegangen. Zwischen der von der Höhe der Nölen (Skandinavien) in ungefähr gleichem Gefälle bis nach Charkow im Osten und nach Geldern und Schottland im Westen ausgebreiteten, vor den Hängen der deutschen Mittelgebirge noch aufgestauten zusammenhängenden Eisbede und den sehr bedeutenden Gletschermassen der Alpen und Pyrenäen sind allerdings bisher Spuren von einer entsprechenden Vereisung der Mittelgebirge nur ziemlich beschränkt aufgefunden. Indes steht nicht fest, ob diese erkennbaren Spuren nicht lediglich der zweiten oder dritten unbestritten schwächeren Vergletscherung angehören und die Wirkung der ersten durch die mehrmalige Bedeckung und Abschmelzung, durch ihren Einfluß auf die bloßgelegten Gesteine und durch die folgenden Ein- und Abschweimungen vermischt sind. Aber selbst die Forscher, welche die Ausdehnung der Vereisung am meisten beschränken, setzen das früheste Erscheinen der Menschen erst nach der Periode der großen Eiszeit.

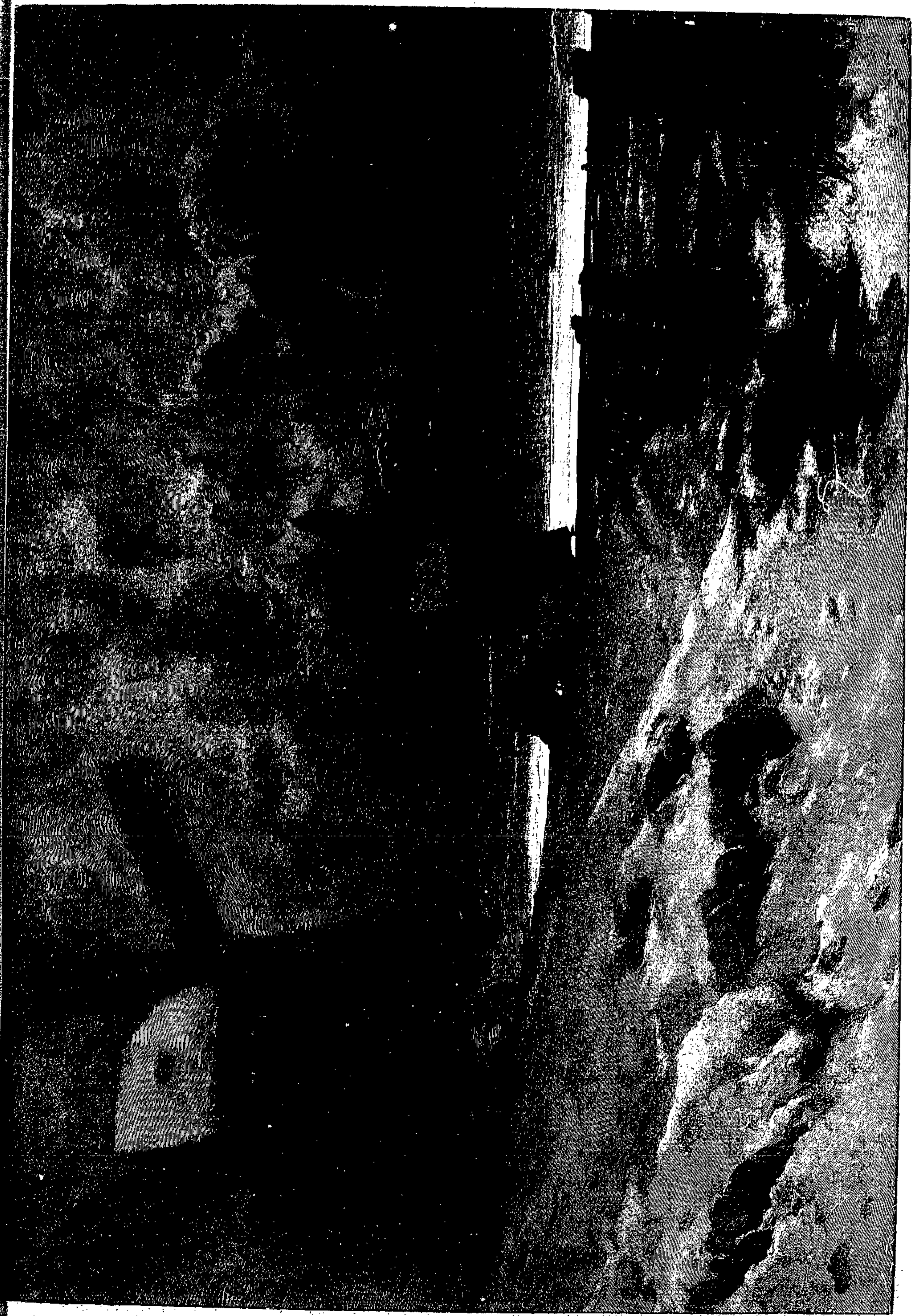
Klimatische und ethnologische Gründe aber lassen die Zuwanderung von zwei Seiten her als wahrscheinlich annehmen. Der Westen wurde anscheinend von Afrika aus besiedelt durch die Iberer und Ligurer, trotz ihrer verschiedenen Herkunft vom Hochlande und aus Niederungen sehr lebhaftes Völker, die den aus dem Süden mitgebrachten Ackerbau sogleich übten. Der östliche Zuzug ist wahrscheinlich erst später und erstmals durch die Finnen geschehen. Sie waren nach dem Zeugnis der geschichtlichen Aufzeichnungen von jeher das äußerste Polarvölk. Sie kamen fern aus Asien, setzten sich am Altai und am Euphrat, im Wolga- und Kamagebiete von Samara nordwärts fest. Weitere Züge können nur den Weg nach den podolischen (unweit der Karpathen) und norddeutschen Tiefebene zur kymbrischen Halbinsel (Schleswig-Holstein und Jütland) und nach Skandinavien genommen haben; in Deutschland kennt sie wenigstens noch die Sage, in Skandinavien die beglaubigte Geschichte.

Für die Entwicklung und Wanderung der Indogermanen sind Anhaltspunkte für Zeitbestimmungen sehr schwer zu gewinnen, doch scheinen sie erheblich später stattgefunden zu haben als die der Finnen. Viele Gründe scheinen als sicher anzugeben, daß das westliche Zentralasien mit den Gebirgen und Tälern des Hindu-Kusch die Heimat der Indogermanen ist. Auch die Sagen der Inder und die in ihren Götternamen und Liedern enthaltenen Beschreibungen der Himmelserscheinungen wiesen auf ihr Herabsteigen von den nördlichen Hochgebirgen hin. In der fruchtbaren Mitte Rußlands können die Wanderzüge der Indogermanen längere oder kürzere Zeit verweilt haben; ihre Wanderungen, die die mittelrussischen Steppen jedenfalls berühren mußten, konnten nur in der Form von Nomadenzügen geschehen sein, die das Vorschieben zahlreicher Herden, ihre Ernährung, Bewachung und tägliche Benutzung erfordern. Als erste und unbehinderte Wanderung von Rußland aus ging die der Kelten Donau aufwärts und Rhein abwärts, wie die durchweg keltischen Flußnamen bekunden. Die der Germanen führte nördlich der Karpathen in das ebene Ostseegebiet. Ostgermanische Stämme gelangten auch über die Südküste Finnlands, nicht lediglich über die dänischen Inseln nach Skandinavien. Die Italer zogen, wie anzunehmen, längs der unteren Donau und der Same nach Umbrien in die Sitze der Ligurer. Die Griechen wandten sich bereits östlicher durch Thrakien in die Ebenen und Gebirgstäler älterer Mittelmeervölker. Ihnen folgten an den Küsten des Pontus die Skythen. Im Norden setzten sich die Litauer hinter der Sumpflinie Peipus, Düna, Beresina, Pripet, Bug, Narew bis zur Ostsee fest. Endlich füllten die eigentlichen Slaven die Lücke zwischen den Pripetmooren und den Karpathen und weiter die podolischen Ebenen bis zu den Gebieten der Finnen und Skythen.

In welchen Zeiträumen die Wanderungen gesfolgt sind und wie lange der einzelne Volksstamm bedurfte, um von fernher in seine späteren Sitze zu gelangen, ist nicht festzustellen. Obgleich aber das Nomadenbafeln aller der genannten Wandervölker übereinstimmte, entwickelten sich doch ihre festen Ansiedelungen nach ihren Anschauungen in eigener Weise, die in erster Linie durch Gemütsanlagen und Rechtsanschauungen bestimmt sind.

Ueber die räumlichen Bewegungen der Völker wissen wir besser Bescheid als mit ihrer zahlenmäßigen Größe. Auch das uns Ueberkommene aus dem klassischen Altertum ist recht wenig befriedigend. Da sind wir auf das Studium der Historiker angewiesen oder müssen uns Angaben aus alten politischen und anderen Schriften selbst zusammentragen. Es sind die Trümmern der historischen Literatur des Altertums, denen wir in erster Linie unsere wenn auch äußerst geringen Kenntnisse der Bevölkerungsverhältnisse der antiken Welt zu verdanken haben. Zudem sind Zahlen bekanntlich bei handschriftlicher Ueberlieferung am meisten dem Verberben ausgesetzt, wie auch schon in unserem Gedächtnis Zahlen viel weniger haften als Worte. Und die antiken Historiker gingen nachweislich mit den Zahlen sehr wenig glimpflich um, zumal ihnen zu meist jedes statistische Verständnis abging. Das war nicht nur so bei den Griechen, sondern auch bei den Römern, welche letzteren der Sinn für historische Wahrheit überhaupt fern lag. Dafür liegen zahlreiche Beweise vor, die besonders für die römischen Feldherren leicht zu erbringen sind. David Humes Verdienst ist es gewesen, zuerst in die noch bis vor einem Jahrhundert herrschenden falschen Vorstellungen über die Verhältnisse, namentlich die Bevölkerungsverhältnisse, des klassischen Altertums, das ja schon in so schön nebeliger historischer Ferne lag, um mit um so glänzenderem Strahlenkranz umwunden zu werden, kritisch hineingeleuchtet zu haben.

Nach der kritischen Durchsicht vieler Quellen und aus den mannigfaltigsten Angaben stellte sich



Richard Püttner. Winterabend.

nach Belochs Forschungen die Bevölkerung Griechenlands um 432 v. Chr. Geburt auf etwa 3 050 000 Menschen, von denen auf den Peloponnes 890 000, auf Mittelgriechenland 485 000, die Inseln im Osten 400 000, Westgriechenland 416 000, Thessalien 460 000 und auf Makedonien 400 000 Personen entfielen. Schon in der ersten historischen Zeit war Griechenland sehr dicht bewohnt und hatte zumeist einen großen Bevölkerungszuwachs, wegen des kleinen Territoriums aber auch eine große Auswanderung gehabt. Das starke Wachstum der griechischen Bevölkerung hielt bis auf die Zeit Alexanders an und die gewaltige Kolonisationsstätigkeit in Asien nach dessen Tode beweist das Vorhandensein der zu diesem Zwecke notwendigen Volkskraft. Die Bevölkerung in Griechenland selbst ist zu jener Zeit auf etwa 4 Millionen zu veranschlagen. Erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. beginnt eine merkliche Abnahme der Bevölkerung, die bis in die Kaiserzeit andauerte, während die asiatischen Kolonien einen glänzenden Aufschwung nahmen, hinter dem der Glanz des bisherigen Zentrums, Athens, verblähte.

Für die Kenntnis der Bevölkerungsverhältnisse der alten römischen Welt ist der Zensus die bei weitem wichtigste Quelle. Der Zensus war nach Mommsens „Staatsrecht“ gleichzeitig Steuererschätzung und Volkszählung. Neben Namen und Alter jedes selbständigen, d. h. in eigener Gewalt stehenden römischen Bürgers und aller Glieder seiner Familie gelangte demgemäß auch der Wert des Vermögens, sowohl des mobilen wie des immobilien, zur Verzeichnung. Die Sklaven wurden unter die bewegliche Habe gerechnet. Auf Grund der Erhebungen wurde die Bürgerliste zusammengestellt, die allen Erfordernissen der Verwaltung Genüge zu leisten hatte. Als im 3. Jahrhundert v. Chr. die Provinzen gebildet wurden, richtete man auch den Provinzialzensus ein. Leider sind uns von keinem Zensus die Einzelergebnisse überliefert, in den meisten Fällen ist nichts als die Hauptsumme des Zensus erhalten geblieben und auch diese ist oft noch gefälscht. Zu Hannibals Zeiten dürfte Italien 4 bis 4 1/2 Millionen (darunter etwa 1 Million Sklaven), bei Augustus Tode 6 Millionen und zur Zeit des Claudius 7 Millionen Einwohner gehabt haben; erst um 1500 n. Chr., im Italien der Renaissance, begegnen wir wieder einer solchen Volkszahl. Das untere Italien war viel dichter bewohnt als (das ziemlich öde) Oberitalien. Die Bevölkerung stieg bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., dann erfolgte eine Abnahme, die auch unter Augustus noch anhielt, jedoch alsbald einem Zuwachs Platz machte. Die Stadt Rom dürfte um Christi Geburt etwa 800 000 bis 900 000 Einwohner gehabt haben, von denen die Hälfte Bürger waren. Nach Belochs eingehenden Studien hatte das römische Reich bei Augustus' Tode etwa folgende Bevölkerung aufzuweisen:

	Bevölkerung	Bevölkerung auf 1 qkm
in Europa	23 000 000	10
Italien	6 000 000	24
Sizilien	600 000	23
Sardinien und Corsika	500 000	15
Spanien	6 000 000	10
Karbonensis	1 500 000	15
Gallien	3 400 000	6,3
Donauländer	2 000 000	4,7
Griechische Halbinsel	3 000 000	11
in Asien	19 500 000	30
in Afrika	11 500 000	26
Römisches Reich zus.	54 000 000	16

Das ganze römische Reich umfaßte also etwa 54 000 000 Menschen, davon 26 000 000 im lateinischen Abendland (einschließlich der Donauländer) und 28 000 000 im griechischen Orient (Morgenland).

Im ganzen konnte man sagen, daß die Bevölkerung der alten Welt, zuerst und namentlich in deren Hauptlande Italien, vor der Kaiserzeit Rückschritte gemacht hatte, später, mit dem Ueberhandnehmen der enormen Sklavenhaltungen, auch

in Griechenland und vielen Provinzen. Während der Kaiserzeit selbst war dagegen ein allgemeiner Aufschwung der Bevölkerung zu verzeichnen, der in dem sich stark entwickelnden Munizipalleben in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zum Ausdruck kam.

Die Bedingungen jedoch, unter denen die Blüte des Volkslebens zur Entfaltung gelangt war, wurden durch eine der größten Revolutionen, die die Welt je gesehen, vollständig über den Haufen geworfen: durch die Völkerwanderung in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Völkerwanderung war wohl zweifellos die Neuphase der Ueberbevölkerung älterer Besiedlungsgebiete. Die primitive Produktionsweise, in der sich die Völker befanden, der Raubbau, den sie mit den Geschenken der Natur trieben, gestattete eben nur eine sehr dünne Besiedelung, eine Besiedelung, die nicht die Bedingungen für eine namhafte kulturelle Entwicklung abgeben konnte. Die Völker erhoben sich, um geeignete Landstriche aufzusuchen und zogen nach Südwesten. In den geschichtlichen Völkerwanderungen mußten die Ursachen besondere Dimensionen angenommen haben. Ein Volk drängte das andere, ein Volk schob das andere und wieder neue Völker folgten. Dazu trat die allgemeine und unvermeidliche Begleiterscheinung des Mitgerissenwerdens. So ist die innige Verbindung der Hunnen und Gepiden bekannt; in den Reihen der Mongolen zogen Vertreter aller mittelasiatischen Stämme. Als die Vandalen nach Afrika zogen, wurden die Alanen, ein wahrscheinlich nicht germanischer, sondern ein skythisch-iranischer Stamm, mitgerissen, und kein geringer Teil der 80 000 Kampffähigen, die jene dort zur Verfügung hatten, wurde von diesem Hilfsvolk gestellt. Im Winter 406/7 zog einer der verheerendsten Schwärme der germanischen Völkerwanderung über den Rhein, und darunter wurden von Zeitgenossen ganze Serien von Einzlvölkern gezählt; er schloß Vandalen, Sueben und Alanen ein und riß die Burgunden mit. — Interessant ist übrigens, daß die Alanen nirgends als geschlossenes Volk auftreten, sondern wie einzelne vom Strom mit fortgerissene Splitter der skythischen Völkermasse erscheinen.

Die Völkerwanderungen hatten Deutschland während zweier Jahrhunderte in eine Gärung versetzt, von der mit Ausnahme des Nordwestens keine Landschaft unberührt geblieben. Selbst aus verhältnismäßiger Ueberbevölkerung hervorgegangen, machte sie sich als eine so rücksichtslos verwüstende und ganze Generationen durch Krieg, Mord und Entbehrungen vernichtende Bewegung geltend, daß auch die großen Menschenzüge eher Menschenleere und Deben als irgendwo starke Bevölkerungen oder gar Ueberschüsse an Menschen zurückließen. Die Wirkungen der Völkerwanderungen waren in allen Gebieten, über die der verheerende Zug stampfte, ein starkes Hemmnis der Volksvermehrung. Ganz Europa war ein Schutthaufen geworden, in dem die Trümmer der stolzen römischen Welt Herrschaft begraben lagen, aus dem als letzte Säulen der verschwundenen Pracht nur noch das gebrochene Rom und einige andere Reste aus der Zeit der Antike aufragten. Unter schweren Kämpfen vollzog sich die langsame Neubildung, die Rekonstruktion des alten Europa. In Italien rangen das oströmische Reich, die Longobarden und die Franken um die Herrschaft; in Gallien hatten die Merowinger erst in großen Zügen ein Reich aufgerichtet. Spanien hatte eben erst durch das erfolgreiche Vordringen der Araber ein neues noch durchaus im Werden begriffenes staatenbildendes Element erhalten, dem die Westgoten einen immer schwächer werdenden Widerstand entgegensetzten. In den deutschen Ländern bestanden noch die einzelnen Stammesherzogtümer, der Bayern, Alemannen, Sachsen usw., in England die sieben angelsächsischen Reiche, die sogenannte Heptarchie, und Dänemark lebte noch unter Gaukönigen. Die slavischen Gebiete waren noch nicht zu Machtkörpern zusammengewachsen, auch das ungarische

und russische Volkstum entbehrte noch des politischen Gefüges.

In all diesen Ländern werden die ersten Jahrhunderte dieser neuen Zeit bei der ständigen Unsicherheit durch die steten kriegerischen Verwicklungen und verheerenden Krankheiten, unter denen die große Pest des 6. Jahrhunderts besonders fürchtbar wütete, keine gedeihliche Entwicklung gebracht, vielmehr eine starke Verminderung der Bevölkerung herbeigeführt haben. Allein das oströmische Reich mit den Pontuslandschaften, Thracien, Mösien, Makedonien und Griechenland sowie seinen Exarchaten in Italien war ein großes Gemeinwesen, das aber überall, im Süden vom Islam, im Norden von den Bulgaren und Slaven, in Italien von den Longobarden und Franken bedrängt war. Die Tatsache, daß dieses Reich die Völkerwanderung überlebte, läßt einen günstigen Schluß auf die Bevölkerungsverhältnisse zu. Erst die am Ende des 6. Jahrhunderts wütende Bubonensepeste brachte eine gründliche Umwälzung; sie soll die Hälfte der Bewohner des byzantinischen Kaiserreiches dahingerafft haben. Auf jeden Fall sank das Reich mehr und mehr zu kultureller Bedeutungslosigkeit herab, umso mehr, als die aufstrebende westeuropäische Macht die letzten Kräfte des Reiches an sich zog und damit auch einer kräftigen Bevölkerungsentwicklung den Boden entzog. Die Türkenherrschaft besiegelte nur diesen Prozeß der Verschüttung der Kraftquellen des Volkstums.

Im Westen Europas hatte sich inzwischen die fränkische Herrschaft konsolidiert. Es setzte besonders in Frankreich und Deutschland eine kräftige Bevölkerungsentwicklung ein, die Abfluß nach dem Osten suchte und so eine Kolonisation, Germanisation und eine nähere Angliederung an das Reich herbeiführten. Auch in Spanien entstand unter den Mauren eine Kultur, wie sie nur eine gesunde Bevölkerung erzeugen kann, und die Ausdehnung der Angelsachsen, Normannen und Skandinavier, die England, Island, Rußland und das Ostseegebiet besiedelten, zeugt von Ueberfluß an physischer Volkskraft. Im Osten der Elbe, in Rußland und in Oesterreich breiteten sich die Slaven aus, deren Fruchtbarkeit begünstigt war durch ein niedriges Heiratsalter und hohe Geburtenzahl. Gegen die Slaven richteten sich später die Ausdehnungsbestrebungen der Deutschen, die in großen Massen aus den Rhein- und Maingebieten, aus den Niederlanden und Flandern nach dem Osten zogen und die Bevölkerung der nördlichen und östlichen Provinzen des heutigen Preußen, wie auch die von Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen sehr stärkten. Die Kolonisation des deutschen Ostens ist zweifelsohne eine der bemerkenswertesten und bedeutsamsten Staatsleistungen des deutschen Volkstums des 10. bis 12. Jahrhunderts; auch das folgende Jahrhundert setzt diese kolonisationsartige Arbeit ununterbrochen fort und erhält mit der Tätigkeit des deutschen Ordens einen neuen Antrieb. In gleicher Weise bebölkern sich zum Teil die fruchtbaren Gefilde Italiens, die normannischen Grafschaften und die Lehen in England.

Die ganz hervorragende Bedeutung, die dem deutschen Städtewesen für die Gestaltung des Volkstums und der Volkswirtschaft zukommt, gehört schon dem 13. Jahrhundert an, obwohl auch schon während des ganzen 12. Jahrhunderts Regungen dieses selbständigen städtischen Lebens wahrnehmbar sind. Die Städte ziehen fortwährend Bevölkerungselemente nach sich, und schaffen in der reichen Ausbildung des gewerblichen und mercantilen Lebens Raum und neue Nahrungsquellen für die neue hauptsächlich in ihnen aufblühende Bevölkerung. Die Tatsache der aufsteigenden Stadtwirtschaft hat dann eine ganze Reihe wichtiger volkswirtschaftlicher Verhältnisse maßgebend beeinflusst und dieser Periode ihren wirtschaftlichen Gesamtcharakter verliehen. Der Geld- und Kreditverkehr bildete sich aus und schuf die Zeit eigentümliche Formen. Der große vorhandene Entwicklungsspielraum bewirkte eine gute Ver-

teilung für diese frühmittelalterlichen Städte und gab einen weiten Rahmen für die Bedingungen der Wohlhabenheit der Bevölkerung ab. Durchweg war in den Städten eine große eheliche und uneheliche Fruchtbarkeit zu finden, die, wie immer, wieder die Ausdehnungsbestrebungen nährte. Auch das brachte Veränderungen mit sich und bewirkte im Verein mit der fortschreitenden Ausdehnung des großen Grundbesitzes und zunehmender Schwäche desselben die Emanzipation des Bauernstandes aus den Fesseln der persönlichen Freiheit und wirtschaftlichen Gebundenheit. Der ganze Prozeß von der Besitzergreifung der Nahrungsquellen Europas ist so überwältigend gewesen, daß dagegen alle die ungünstig auf die Volkszahl einwirkenden Ereignisse nichts vermocht haben. Die damals geführten Kriege waren keine Vernichtungskriege, sie waren vielmehr Kämpfe um die Macht, auch die Normannen- und Ungarnzüge waren das, obwohl sie auflösende Kultur oft genug zerstört haben. Auch die für die Bevölkerungsverhältnisse am meisten bedeutsamen Kreuzzüge haben nicht den großen Einfluß auf die Volkszahlen gehabt, den man sich meist vorstellt. Sie entführten zwar hauptsächlich die Männer im kräftigsten Alter von 20 bis 50 Jahren und brachten dadurch sicher Verschiebungen in der Alters- und Geschlechtsverteilung und vielleicht auch nicht unbedeutende Verschiebungen der Geburtenzahlen mit sich, jedoch mehr örtlich als insgesamt. Die Sterblichkeit aber haben sie nicht allzu sehr beeinflusst, denn in den 194 Jahren der Kreuzzüge können nicht viel mehr als 2 000 000 Europäer umgekommen sein, und das sind etwas über 10 000 pro Jahr. Viel mehr als diese haben die großen Seuchen und die Hungersnöte, die in jenen Zeiten häufig wiederkehrten, die Bevölkerung am gedeihlichen Wachstum gehindert. Die Sterblichkeit mußte sehr ansteigen, und ich vermute, daß bei den mangelhaften hygienischen Verhältnissen der Städte, die die Brutstätten der Seuchenkeime inmitten der Behausungen aufhäufte und so zu Seuchenherden werden mußten, in solchen Zeiten die Städte geradezu Gräber der Menschheit gewesen sind und sich darin von den modernen Städten, namentlich den größeren, wesentlich zu ihrem großen Nachteil unterscheiden. Ueberhaupt muß jenen hygienisch verwahrlosten Zeiten eine enorme Kindersterblichkeit eigen gewesen sein. Dazu die große Sterblichkeit während der Seuchen und die darauf folgende geringere

Geburtenzahl. All das hat sicher schwer auf der Bevölkerungsentwicklung gelastet.

Im 14. Jahrhundert war die Bevölkerungsverteilung schon eine wesentlich andere geworden. Die dichtesten Gegenden sind nun nicht mehr die deutschen Länder, sondern Frankreich, Spanien und Italien. In der Mitte des Jahrhunderts findet die aufsteigende Entwicklung einen jähen Abschluß. Innerhalb dreier Jahre soll der schwarze Tod, der kein Land verschont hat, über 25 Millionen Menschen, ein Viertel der ganzen europäischen Bevölkerung, dahingerafft haben. Das mit Unterbrechungen im ganzen 35jährige erschütternde Wüten der Pest hat in der wirtschaftlichen Entwicklung Spuren hinterlassen, die auf ungeheure Menschenverluste weisen und eine allgemeine Stagnation bewirkten. Zur Erholung des schwer heimgesuchten Kontinents blieb aber auch dann keine Zeit, denn neues schweres Unheil zog herauf: die Türkenherrschaft während des 15. bis 17. und die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts. Die letzteren haben aus Deutschland vollends eine Wüste gemacht. Ihre Folgen reichten bis weit in das 19. Jahrhundert hinein. Dazu geschahen in einzelnen Ländern verwickelte Ereignisse; die Judenverfolgungen in Spanien, die hanseatischen Verbrechen im Norden, die langwährenden Unruhen in England und Schottland, die deutschen Bauernkriege, die spanische Greuelherrschaft in Italien, und zu alledem noch die großen Pesten des 16. und 17. Jahrhunderts. Erst der Rest des 17. und 18. Jahrhunderts ließ das erschöpfte Europa etwas zur Ruhe kommen. Die allgemeine Stagnation herrschte noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, von wo ab eine bessere statistische Orientierung beginnt. Hier hört die Aufgabe der Bevölkerungsgeschichte auf und es fängt die Zeit der Volkszählungen an.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts aber tritt ein Umschwung ein, wie ihn die Welt bis dahin noch nicht gesehen. Die Erscheinungen der Bevölkerungsbewegung, zuerst aufgehalten durch fortgesetzte Störungen, wie die Napoleonischen Kriege, lenkten in ganz andere Bahnen ein. „Es ist im vollsten Sinne des Wortes eine neue Zeit, welche anbricht; in dem angeblich alternden Europa scheint eine verjüngende Kraft wirksam zu werden,“ sagt v. Inama-Sternegg einmal sehr zutreffend. Dieser großen Vermehrung verdankt Europa das steigende Wachstum seines Anteils an der Bevölkerung der Erde. Nach den Be-

rechnungen Lebasseurs betrug die Volkszahl Europas um 1800 erst 175, nach anderen 185 bis 187 Millionen. Danach hat sie sich im Laufe des Jahrhunderts um 115 bis 130 Prozent vermehrt, eine für ein so großes Gebiet ganz außerordentliche Zunahme. Begreiflicherweise war diese Zunahme nicht in allen Teilen Europas gleich groß, und es ist interessant, die Kräfteverschiebungen der Staaten zu verfolgen, die sich im Laufe des Jahrhunderts in Europa durch die territorialen Umgestaltungen im Zusammenhange mit dieser ungleichen Volksvermehrung ergaben.

Vor der französischen Revolution um 1786 stand noch Frankreich als die wirklich große Nation an der Spitze der europäischen Staaten. So schätzt Kolb die Bevölkerung Europas um 1786 auf 167 Millionen, wovon auf Frankreich mehr als 25, auf Rußland 25, auf Oesterreich 20,9, auf die Türkei 15, auf Polen 14, auf Großbritannien 13,5, auf Spanien 10,4, auf Preußen 5,7 Millionen entfielen. Das Deutsche Reich zählte damals allerdings 20,5 Millionen Bewohner, aber seine politische Zersplitterung legte seine physische Kraft gänzlich lahm.

Den Höhepunkt seiner Macht erreichte Frankreich unter Napoleon 1812. Damals betrug die Bevölkerung Europas etwa 193 Millionen, und davon kamen auf das französische Kaiserreich 45, auf die mit ihm verbundenen Staaten, den Rheinbund, die Königreiche Italien, Ägypten, Neapel und das Herzogtum Warschau 20,5 Millionen. Diesen 75 Millionen standen gegenüber Rußland mit fast 40, Oesterreich mit kaum 19, Großbritannien mit 18,5, die Türkei mit 12, Spanien mit nahezu 12, Preußen mit 4,5 Millionen Einwohnern.

Ein wesentlich anderes Bild bot Europa nach 1815. Mit seinen 43 bis 44 Millionen Bewohnern repräsentiert das europäische Rußland mit Polen und Finnland bereits mehr als ein Fünftel der Bevölkerung Europas. Ihm zunächst steht Oesterreich mit über 30 Millionen. Fast gleich viele Bewohner hat der Deutsche Bund. Nach ihnen folgt Frankreich mit 20,5, England mit nahezu 20, die Türkei mit etwa 13, Spanien mit 12 und sodann erst Preußen mit 10,4 Millionen Bewohnern. Neben diesen nicht übermäßig großen Bevölkerungen fallen jene der Mittelstaaten immerhin bedeutungsvoll ins Gewicht, so die deutschen Mittel- und Kleinstaaten mit zusammen etwa 12, Neapel mit 6,5, die Niederlande mit 5,5, Sardinien mit etwa 3,8 Millionen Bewohnern.

(Schluß folgt.)

Weihnachtsmorgen.

Sonne überm Land . . .
Und der Himmel so rein gespannt
Ueber die glänzenden Weiten.
Wie still der Tag!
Kein Hammerschlag.
Nur fernes Schlittläuten.

Brausend schritt die Nacht
Mit Sturmesgeberde
Und wehenden Locken
Ueber die Erde,
Hinstreuend der flocken
Weißglitzernde Pracht.

Ein Wanderer pochte
An leuchtende Scheiben
Mit zitterndem finger: „Glückauf!
Ich habe nicht Freude,
Nicht Weib und Kind . . .“
Sie taten die Tür nicht auf.

Nun läuten die Glocken.
Nun schimmert das Dach
Im Morgenglanz.
Die höchste Esse
Trägt einen Kranz
Aus glänzenden flocken.

Wie leuchten in hellen
Strahlen die felder!
Wie blitzet der fluß!
Weiß stehen die Wälder.
Es schweigen die Quellen
Und des Jägers tötender Schuß.

Stille überm Land . . .
Und der Himmel so rein gespannt
Ueber die schimmernden fluren.
Wo mag der Wanderer sein?
Er ging in die Nacht hinein,
Und der Wind verwehte die Spuren. —

Ernst Prezzang.

Winterabend. Die Landschaft ist eine Errungenschaft der modernen Malerei. In ihr sprach sich ein neues Empfinden aus. Ehemals, in den Anfängen der Landschaftsmalerei, wurde die Natur drapiert, es sollte ihr etwas Grandioses, Heldenhaftes eigen sein, um bestwillig die Betrachtung reizt. Die heroische Natur, die effektvolle Darstellung triumphierte, Felslandschaften mit sagenhaften Vorgängen sehen wir; großartige Szenarien, in denen irgend ein imposantes Ereignis sich abspielt. Allmählich aber emancipierte sich der Künstler immer mehr von der Staffage und strebte hin zu der einfachen freien Natur, die still ihre Reize offenbart. Es ist das eine Anschauung, die schon eine erhebliche Verfeinerung voraussetzt, und man kann sagen, in dem Moment, als die Holländer mit der bisher geltenden Tradition am Ende des 18. Jahrhunderts brechen und mit hingebender Liebe ganz simple Ausschnitte ihrer einfachen Natur malen, beginnt eine neue, große Epoche. Diese Auffassung gewann dann immer mehr Boden und in unserer heutigen Zeit bildet die Landschaftsmalerei ein großes, abgeschlossenes Gebiet für sich. Diese Anschauung kam der Malerei zugute, denn sie lernt hier den feinsten Reizen der Luft und des Lichts, unbeeinflusst von störenden Vorgängen, die illustriert werden sollten, nachzugehen. So verfeinerten sich die technischen Mittel, und je einfacher der Vorwurf war, um so mehr konnte das malerische Vermögen triumphieren.

Das vorliegende Bild zeigt uns solch anspruchsloses Motiv, das einen Maler der Vergangenheit nicht gereizt hätte. Es ist Abend, Winter. Ein totes Licht bedeckt die Ebene, die sich weit erstreckt. Überall spüren wir diese Kälte, diese Einsamkeit, diese Stille. Die Vögel, die in der grauen Luft umherfliegen, machen die Monotonie des Bildes nur eindringlicher. Eine verlassene Gegend. Weit dehnt sich der Horizont. Und auch das fahle Licht am Horizont trägt nur dazu bei, die düstere Unheimlichkeit dem Beschauer näher zu bringen. Der morsche Baum verliert sich im Schnee. So deckt die weiße Decke die ganze Welt zu. Nur vorn sehen ein paar Häuser aus der Stille. Dunkle Schneewolken ballen sich am Himmel. Das Licht ist grau und schwer und die Welt scheint einzuschlafen. In massigen Formen ragen die Windmühlen, deren riesige Flügel stille stehen, in die Luft. Die schrägen Dächer sind mit Schnee bedeckt. Und das kleine Häuschen, das neben der hinteren Mühle liegt, duckt sich, als wollte es Schutz suchen vor Kälte und Sturm. Denn wenn der Wind über die Ebene fegt, ist es schneidend kalt. Still ist der ganze Raum und die kalte Decke der winterlichen Einsamkeit läßt alles Leben im Winterschlaf erstarren. — e. s.

Die Taubengasse. Ein Straßenschild hat sie nicht. Aber jedes Kind im Ort kennt sie. Der Fremde, der die Hauptstraße des großstädtischen Vorortes entlang geht, wird kaum die kleine Lücke bemerken, die sich dunkel zwischen zwei hohen Häusern mit Vorgärten auf tut. — eine Lücke, die zwei Männer mit ausgespannten Armen in der Breite ausfüllen würden. Man sieht von der Hauptstraße aus nicht tief hinein, weil die Taubengasse gleich hinter den Höfen der hohen Häuser einen Knick hat und eine andere Richtung einschlägt, um sich nach fünfzig Schritten wieder sanft nach rechts zu wenden, dann wieder links und so fort, bis sie schließlich auf einer Wiege in einen Fußsteig ausmündet. Ein recht ungeschicklicher Weg ist also die Taubengasse; sie wackelt sozusagen hin und her. Soviel ist sicher, daß die Geometer sie nicht angelegt haben. Gepflastert ist die Taubengasse nicht. Die junge Stadtverwaltung weiß nichts Rechtes anzufangen mit diesem Ueberbleibsel aus dörflicher Vergangenheit. Die wenigen Anwohner, die in den alten, teilweise schon ruinösen Häusern bei ihren Hühnern und Biegen wohnen und ihren Gemüsegarten und Kartoffelacker bestellen, wollen keine Aenderung. Päch klammern sie sich an alte Rechte, an altes Herkommen und sehen scheel auf die massiven Steinbauten, die sich in ihrer Nähe erheben. Trotzdem sie fast alle diesem Aufblühen städtischer Kultur einen behäbigen Wohlstand verdanken. Die Felder besaßen, ernteten Gold auf ihnen. Eine Baugesellschaft warf Millionen ins Dorf. Jetzt ziehen sich lange, mit Balkons geschmückte Häuserreihen entlang, wo noch vor einem bis zwei Jahrzehnten der Pflug seine Furchen grub, wo das Korn im Sonnenbrande wogte und die Kartoffeln blühten. Einige der alten Bauern gaben auch Haus und Hof dran und flüchteten von der landbestreuten Diale in die parkettierten Salons prächtiger Villen. Oder sie wurden Hausbesitzer und wucherten in den Mietskasernen mit Wohnungen. Der gute alte Strumpf im Bettstroh wandelte sich in einen einbüchsigeren Geldschrank — und ihre Besther kamen zu der freudigen Erkenntnis, daß man nicht zu säen brauche, um zu ernten.

Die in der Taubengasse mochten sich nicht trennen von dem Grund, auf dem sie geboren. Sie meinten, wo die Wiege stand, sei auch des Sarges Platz. Ihre Aecker schlugen sie los und zogen sich ganz in den heimischen Winkel zurück. Hier gingen sie sicheren Schrittes umher, während von den Vorwärtigen auf dem Parkettboden manche strauchelten und fielen. In den niedrigen Zimmern hatte es keine Gefahr: hier war Ruhe und Sicherheit. Am Fenster saßen die Alten, blickten durch die kleinen Scheiben und pafften, oder nickten auf der Bank im Hofe, wo noch ein oder zwei Ferkel quiekend herumkriechen und ein halbes Dutzend Enten watschelte. Die Gasse mit ihrem geringen Verkehr störte die Ruhenden nicht; sie waren auch ein gutes Stück davon ab, denn zwischen Haus und Weg lag Hof und Garten.

Das war auf beiden Seiten der Taubengasse so. Zwischen hohen Bretterwänden, grünemoosten Bäumen, Drahtgittern, bröckeligen Mauern wandert man dahin. Schiefe Pforten, knarrende Brettertüren, kreischende Torwege tun sich auf. Dahinter der Garten mit alten Obstbäumen, Gemüsebeeten und „Dorffblumen“: Melisa, Goldlack, Georginen. Ueber die Bäume strecken moorige Nester sich. Oft begegnen sie sich von beiden Seiten über dem Wege und bilden ein schattiges Dach und Wetterdach. Buschwerk wuchert, und ungepflegte Hecken strecken dem Wanderer ihren Dorn in den Weg. Im Garten bläht der Wind die Wäsche auf der Leine. Rotbäckige Kinder wälzen sich mit Hund und Stabe am Boden umher. Ja; idyllisch ist's in der Taubengasse.

Woher hat sie ihren Namen? Fast in jedem Garten erhebt auf hohem Pfahl sich ein Taubenhäuschen, in einigen sieht man deren zwei, und in anderen zeigt ein kleiner Vorbau auf dem Stallbuche, daß der gurrende Vogel auch dort das Heim. Wenn der Morgen aufsteigt, erwacht flatterndes, rauschendes Leben überall. In Schwärmen steigen sie auf und ziehen ihre Kreise. Dann funkelt das schneeweiße Gefieder in der Sonne und die bunten Federn blitzen und glänzen. Am Tage belagern sie die Dächer ringsumher, truppeln in Hof und Garten herum oder sind auf einem längeren Ausfluge. Bis der Himmel sich rot färbt im Westen und die Farben des Tages verblasen und versinken. Dann schlüpft eine nach der anderen schlaftrig in den Schlag; der Bauer zieht die Schnur; es fällt die Klappe. Mit schwerem Schritt geht er selber ins Haus und bald in die Federn. Das letzte Licht erlischt. Still wird's in der Taubengasse. Nur ein dumpfes, schleifendes Geräusch tönt fremd herein. Das ist die elektrische Straßenbahn, die durch die Hauptstraße saust. Dort wacht das Leben noch.

Im Frühling ist die Taubengasse voll von Licht und Duft. Der starke Geruch der Küchenkräuter, der liebliche von Blumen und Raumbüthen vereinigen sich. Bis in die Hauptstraße dringt er wohl und zieht des Abends die Färchen an, daß sie einbiegen in die schmale Lücke. Herrlich ist's hier; gut wandelt sich's zu zweien. Nicht nebeneinander müssen sie gehen; die Gasse ist ja schmal — und Laternen kennt sie auch nicht. Brauchte die Liebe jemals Licht? Sie trägt's im Innern.

Noch andere Gäste gesellen sich im Sommer zu den Färchen — oder gehen ihnen vielmehr aus dem Wege. Barsüßige Vorstadtkinder, die Appetit auf Obst verspüren und sich keines kaufen können. Einer steht Wache; der andere sieht sich sehen um und ist plötzlich wie eine Nage auf dem Baum und in die schwebeladenen Ähren hinein. Mit vollen Taschen gleitet er wieder herab. Dann geht's im Hurra davon. In der Hauptstraße unter einem Torweg schmausen sie — mit glühenden, vollen Bäden, eifrig erzählend von der Heldentat. Die Vogelstauche wird zum drohenden Verfolger, zur ehrenvollen Wunde der Nix in der Hofe.

Im Herbst zieht's gewaltig in der Taubengasse. Die Luft geht hier wie in einem Kanal, und man muß sich den Hut beim gelindesten Winde festhalten. Der Weg ist übersät mit Holzbruch; zollhoch liegt schließlich das Laub. Fällt ein andauernder Regen, dann kommt man nur mit Wasserstiefeln heil durch den Morast der Taubengasse. Ganz schwarz werden die Äuene; die Gärten verwildern, und lebhafter als sonst schnattern die Enten, denen jetzt ein Spaziergang auf die Gemüsebeete freigegeben. Die Hühner schwärmen aus der Gartenpforte auf den Weg; Menschen gibt's um diese Jahreszeit hier noch weniger als sonst. Wer die Gasse meiden kann, der tut's. Des Schmutzes wegen und der trüben Einöde.

Etwas lebhafter wird das Bild wieder im Winter. Wo so die Feuchtigkeit sich sammelt wie hier, gibt's prächtige Bahnen zum Glitschen. An den schulfreien Nachmittagen wimmelt die Gasse von Vorstadtkindern. Weit kommen sie her. Kleine Kerle, die sich kaum auf den Weinen halten können, probieren's auf Schlittschuhen. Halsbrecherisch sieht's

aus. Und wo Lüge der Schnee so handgerecht und dicht wie hier auf Baumköpfen und Mauervorsprüngen, O, hier werden Schneeballschlachten geschlagen, die Mutter abends am liebsten den ganzen Zungen an die Leine hingel.

In einer stillen, trockenen Herbstnacht ging ich durch die Taubengasse. Kein Licht mehr in den Häusern. Halb verdeckt liegen sie da, still und reglos. So still war's, daß man die leichten hängenden Blätter im leisen Windhauche flüstern hören konnte. Gerade über dem Dach eines Hauses kam der Wind herauf, voll und gelb, fast mit rötlichem Schein. Selbstsame Lichter huschten durch das Gezeuch der kalten Äuene und huschten auf dem wüsten, schwarzen Boden des Gartens. Die Baumstämme und die Pfähle mit den Taubenhäusern warfen lang Schatten. Die Äuene des Baumes spiegelten sich auf dem Wege. Scharf traten die Riste der Häuser, an anderen die schwarzen Balken und kleinen Fenster hervor. Friedlich sah's aus, aber auch schief, gelid und ärmlich. Dort ruhen sie in tiefen Federbetten — mit harten, verkümmerten Gesichtern und träumen vom Gold, mit dem sie nichts anzufangen wissen. Wohnen in Ruinen fast und hüten den toten Schatz — sie, die selbst Ruinen sind. Die Zeit entwurzelte sie und sie zerfallen. Der Mond steigt auf und sinkt. Noch ein Jahrzehnt vielleicht und niemand kennt die Taubengasse mehr. Die Welt wandelt sich. Die Alte stirbt, Morsches geht hinab. Aber auch Gute und Schönes. Der Mond blickt gleichmütig auf alles. Und doch ist's wehmütig und erhebend zugleich.

Jagdhirthe. Es ist bekannt, welche wichtige Rolle bei unseren germanischen Vorfahren die Jagd spielt. Es war allerdings nicht nur die Lust am edlen Wildwerk, die die alten Germanen so oft in den Wald trieb. Das häufige Jagen war eine bittere wirtschaftliche Notwendigkeit. Es galt Fleisch zu schaffen für die zahlreiche Familie und das Gefinde, deren Ernährung zum größten Teile auf den Erfolg der hausherrlichen Jägerschänge angewiesen war. Von der Viehreichthum der Germanen war kein bedeutendes Muste doch jedes Stück Weideland dem juppigen Waldboden mühsam abgerungen werden. Daher der ewige Nahrungsmangel, der die germanischen Völker im ruhelosen Wandern über den Erdball trieb. Naturgemäß war die Kunst des Jagens und die Geschicklichkeit im Jagen frühzeitig auf eine sehr hohe Stufe gebracht worden. Mit Nezen, Falken, Speeren, Pfeilen und Bogen ging man den Bewohnern der Wälder nach allen Regeln einer nach Jahrtausenden ausgebildeten Kunst zu Leibe. Aus ihrer asiatischen Heimathatten die Germanen die Falken- und Sperberjagd mit in die Fremde genommen. Auch der Hund spielte frühzeitig als Jagdgehilfe eine große Rolle. Jede falls war die Abrichtung der Hunde für die einzelnen Jagdarten eine außerordentlich mannigfaltige. Von dem doch das bayerische Gesetz einen Leithund, einen Treibhund, einen Spürhund, den Wiberhund, den Hühndhund, den Habichtshund, den Hund auf Schweiß, den Wolfshund und den Hophund. Das römische Gesetz erwähnt den Habichtshund, den Wolfshund und Haushund.

Aber neben der Jagd mit Hunden und Falken bedienten sie sich noch eines Hilfsmittels, das seitdem vergessen und verschollen ist, nämlich der Jagd mit dem gezähmten Hirsche und Hirschhühnen. Die Kunst des Hirschzähmens war allen germanischen Stämmen eigen, denn in allen germanischen Volkssammungen finden sich Strafbestimmungen für die Verschwendung, Verwirren und Bestehlen solcher gezähmten Hirsche. Die Kunst des Zähmens lag darin, den Hirschen nicht nur an den Menschen zu gewöhnen, sondern auch dazu zu bringen, im geeigneten Momente Schreie auszustößen, um dadurch die Waldhirsche als Herden lauerten Jäger heranzulocken. Auch diese Kunst des Hirschzähmens mochten die Germanen aus ihrer Urheimat mit nach Europa gebracht haben. Noch heute zählt man in gleicher Weise in Indien den Elephanten, damit er durch seinen Schrei die wilden Kameraden heranzockt und in die Hände der Menschen spielt. Allein es konnte nicht allen Hirschen das Schreien beigebracht werden, denn die Hirsche unterscheiden ausdrücklich den Schreihirschen von dem nur gezähmten Hirschen. Wer bei den Longobarden einen Hirschen, der schreit, verschleucht oder verwundet, büßt 12 Schillinge. Wer einen solchen Hirschen stiehlt, muß ihn einfach erzehen. Wenn der Hirsche jedoch nicht zu schreien pflegt, kommt das Verwunden oder Verschleuchen billiger, nämlich nur 6 Schillinge. Wurde ein nichtschreiender Hirschen gestohlen, muß er ebenfalls erzeht werden. Die faalischen Franken büßten den Diebstahl oder das Töten eines Hirsches mit 45 Schillingen. —

Nachdruck des Inhalts verboten!